

so Hölschers Folgerung, müsse deshalb stärker als ein Feld religiöser Fragen begriffen werden, die sich in allen Bereichen des öffentlichen Lebens stellten.

Hölscher wendet seine semantische Analyse auch auf den transatlantischen Vergleich an: In den USA wurde die gegenwärtige Ordnung immer am Horizont einer künftigen Verwirklichung des Gottesreichs gesehen und legitimiert und somit die „europäische“ Innen-Außen-Differenz „durch die Differenzsemantik des Hier und Dort, des Jetzt und Dann ergänzt und auf allgemeine Ziele der heilsgeschichtlichen Entwicklung überhöht“ (S. 117). Gäbler nuanciert sodann in seinem Kommentar einige Punkte aus Hölschers Vortrag, wobei ihm die Erweiterung des Begriffs des „religiösen Feldes“ auf ein Modell vom „ökonomischen Markt“, wie es die religionswissenschaftliche Forschung in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren vorgeschlagen hat, besonders wichtig ist.

Im Ganzen hinterlässt der Band einen zwiespältigen Eindruck. Ein wichtiges, schillerndes Problemfeld, das nicht immer mit adäquaten Mitteln beackert wird, bringt je nach Herkunft und Disziplin der Autoren komplexe und in Zukunft noch zu verknüpfende Lösungsansätze hervor.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. vor allem G. Davie, *Europe: the Exceptional Case. Parameters of Faith in the Modern World*, London 2002; E. Glaser/H. Wellenreuther (Hrsg.), *Bridging the Atlantic. The Question of American Exceptionalism in Perspective*, New York 2002, mit einem Beitrag von Hartmut Lehmann.
- 2 P. Norris/R. Inglehart, *Sacred and Secular. Religion and Politics Worldwide*, New York 2004.

Jaana Eichhorn: Geschichtswissenschaft zwischen Tradition und Innovation. Diskurse, Institutionen und Machtstrukturen der bundesdeutschen Frühneuzezeitforschung, V und R Unipress, Göttingen 2006, 476 Seiten.

Rezensiert von
Rebekka v. Mallinckrodt, Berlin

Liest man den Titel dieser im Wintersemester 2003/2004 an der Universität Freiburg eingereichten und für die Drucklegung überarbeiteten Dissertation von Jaana Eichhorn, so denkt man sofort an gescheiterte Berufungen, zerstrittene Kommissionen, öffentliche Bloßstellungen und rätselhafte Besetzungen, kurz: an Skandale und Tragödien, denn es menschtelt in der Wissenschaft, mehr als diese öffentlich diskutiert und wahr haben will. Deshalb wundert es zunächst, dass sich eine Doktorandin an ein Thema wagt, mit dem sich Wolfgang Weber 1984 schon einmal die Finger verbrannt hatte, obgleich er sich lediglich bis 1970 vorwagte,¹ die Autorin aber sogar bis in die Gegenwart voranschreitet. Eichhorn schreibt beim gleichen Doktorvater wie damals Weber – Wolfgang Reinhard – und ist damit selbst Teil einer „Schule“, die sich ausgehend von Reinhardts Untersuchungen zum frühneuezeitlichen Nepotismus an der Kurie bis zur Erforschung von gegenwärtigen Wissenschaftler-Netzwerken der Rolle von Patronage-Verhältnissen widmet. Jaana Eichhorn ist jedoch professionell genug, um den eigenen Doktorvater und damit auch die beispiel-

hafte Untersuchung der Durchsetzung des Konfessionalisierungs-Konzeptes aus ihrer Untersuchung auszusparen (S. 25, Anm. 21), denn selbst bei der wohlwollendsten und freimütigsten Betreuung wären Verstrickungen hier nicht zu vermeiden gewesen.

Jaana Eichhorn stützt ihre Untersuchung im wesentlichen auf drei Säulen: die Erforschung der Themen und der Vortragenden auf den deutschen Historikertagen von 1951 bis zum Jahr 2000 (S. 153-192), die Prägung und Durchsetzung von Schlüsselbegriffen wie „Absolutismus“, „Ego-Dokument“ sowie „Eigensinn“ und „Aneignung“ (S. 193-250) und schließlich die Untersuchung zweier Forschernetzwerke, die sich um die Hexenforschung einerseits (S. 251-310) und das Alte Reich andererseits (S. 311-392) ranken. Überzeugend erscheint hierbei Eichhorns Argumentation, sich nicht nur einer Gruppe anzuschließen und deren Erfolgsgeschichte zu beleuchten, sondern Erfolg und Misserfolg im gesamten wissenschaftlichen Feld zu betrachten (S. 33), obgleich zu ergänzen wäre, dass allein die Wahrnehmbarkeit dieser Gruppen und Terminologien bereits dafür sprechen, dass sie die Schwelle der Sichtbarkeit überschritten und damit bereits einen gewissen Erfolg für sich verbuchen konnten. Aber gerade weil die Durchlässigkeit und Kommunikation zwischen Reichs- auf der einen sowie Alltags- bzw. Kulturhistorikern auf der anderen Seite eher gering ist, ist es erfreulich, dass die Autorin durch diese Zusammenschau deren begrenzte Perspektiven überwindet und die Frühe Neuzeit in ihrer ganzen Breite, wenn auch anhand ausgewählter Beispiele, zeigt. Überzeugend ist auch

die Entscheidung Eichhorns, externe Faktoren wie gesellschaftliche Bedürfnisse nach positiver Traditionsbildung, den Einfluss von Interessengruppen und Verlagen mit zu berücksichtigen, die besonders in den letzten beiden Kapiteln zum Tragen kommen und dabei zeigen, dass selbst die im Vergleich zur Neueren Geschichte weniger im Rampenlicht stehende Frühneuzeitforschung von öffentlichen Debatten beeinflusst wurde und wird.

Eine Untersuchung der Deutschen Historikertage seit 1951 erscheint zunächst einleuchtend, zumal die Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit erst in den 1990er Jahren einsetzten. Dennoch wäre ein zumindest kurzer Vergleich erhellend gewesen, da die Rezensentin nicht die optimistische Meinung der Autorin teilt, dass die Historikertage besonders gut die innovativen Seiten des Faches präsentieren (S. 162). Vielmehr scheint ein Thema dann in der Mitte des Faches angekommen zu sein, wenn es auch auf den Historikertagen Eingang findet, die deshalb eher zu den behäbigen Großveranstaltungen zu zählen sind. Die von der Autorin nachgezeichnete Entwicklung über den Eingang und die Modifikation von Themen ist deshalb auch nicht überraschend. Nachdem die Autorin festgestellt hat, dass „die Konzentration der Historikertage auf das Alte Reich durchaus der Aufmerksamkeit, die das Sujet innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft genießt, [entspricht und die] (...) vorgestellten Arbeiten (...) meist politik-, verfassungs- oder institutionengeschichtlich angelegt [sind], methodische Weiterentwicklungen, wie sie sich in Teilen der Frühneuzeitforschung vollziehen, kaum

aufgegriffen [werden]“ (S. 166f.) und dass „in den frühneuzeitlichen Sektionen der Historikertage (...) die Adaption der neuen Kulturgeschichte relativ spät [erfolgte]“ (S. 184), überrascht der optimistische Schluss, „dass auch in Zukunft mit methodischen Innovationen zu rechnen ist und der Historikertag erfolgreich als Ort der Kommunikation und der Verbreitung neuer Ideen fungiert.“ (S. 186) Denn gerade die von ihr genannten Gegenbeispiele – die Zusammenarbeit mit der Kunstgeschichte und die Untersuchung der Entstehungsbedingungen von Kunst und Architektur auf Grundlage wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Ansätze (S. 186) – werden bis zum heutigen Tag weitaus häufiger eingefordert als tatsächlich realisiert.

Zu den spannendsten Kapiteln gehört hingegen die Untersuchung der Prägung und Verbreitung von Schlüsselbegriffen (S. 193-250), durch deren Auswahl Jaana Eichhorn wiederum geschickt das gesamte Feld der Frühnezeitforschung abdeckt, indem sie mit dem Terminus des „Absolutismus“ besonders Debatten um das Reich aufgreift, mit „Eigensinn“ und „Aneignung“ hingegen die Diskussionen der Historischen Anthropologie und Mikrohistorie rund um das Max-Planck-Institut für Geschichte und mit den „Ego-Dokumenten“ einen Begriff, der zwar an Kontroversen um die Selbstzeugnis-Forschung anschließt, aber gleichzeitig von Winfried Schulze als einer Mittlerperson zwischen den Strömungen eingebracht wurde (vgl. S. 198 f.). „Nous citer, ne pas perdre l'occasion de nous citer. De propager l'essentiel – c'est-à-dire nos mots clés.“, so hatte Lucien Febvre schon in den späten 1940er Jahren die Publika-

tionsstrategie der Annales notiert (S. 29, Anm. 32 und S. 197). Und man sieht in diesem Kapitel sehr deutlich, wie gezielt, aber mit unterschiedlichem Erfolg Versuche der Umdeutung bzw. Einführung von Schlüsselbegriffen vorgenommen wurden. Die Parallelen zum politischen Bereich, die von Jaana Eichhorn durch ein Biedenkopf-Zitat aus den 1970er Jahren selbst gezogen werden, sind frappierend: Es geht darum, Begriffe und damit ganze Felder zu besetzen (S. 197).

So scheitert der Versuch, den Epochen- und Herrschaftsbegriff „Absolutismus“ durch einen neuen Terminus zu ersetzen, obgleich er von den meisten HistorikerInnen als untauglich angesehen wird, weil sich kein geeigneter, weniger angreifbarer Ersatz findet (209), der bestehende Terminus gut eingeführt ist und gleichzeitig schon zu schwach erscheint, um ihn in einem revolutionären Akt zu stürzen (212). Auch die Neuprägung „Ego-Dokument“, die Winfried Schulze als Ersatz für die enger gefassten Selbstzeugnisse einführen möchte (219), kann sich nicht durchsetzen. Obgleich eine Ausweitung der Terminologie auf nahezu alle Quellen, sofern sie Aussagen über Individuen ermöglichen, von den meisten HistorikerInnen aus arbeitspragmatischen, aber auch inhaltlichen Gründen abgelehnt wird, wird der Terminus bis in die Gegenwart verwendet, sei es in Abgrenzung oder ohne genauere Kenntnis der begrifflichen Unterschiede. D. h. es handelt sich um das ambivalente Phänomen einer erfolgreichen-erfolglosen Prägung, da an Winfried Schulze offenbar kein Frühnezeit-Historiker, der seine Kenntnis aktueller Debatten zeigen will, vorbei kommt (S. 228). Die Durchsetzung des Begriffs-

paars „Aneignung“ und „Eigensinn“ wird hingegen durch die changierenden Bedeutungen und Herkunftslinien erschwert, die den Worten von Alf Lüdtke beigelegt werden und die sich zudem durch ihren alltagssprachlichen Gebrauch finden lassen (S. 233-240). Auch ist damit stärker eine weltanschauliche Position und eine ganze Forschungsrichtung konnotiert als beispielsweise mit dem Begriff „Ego-Dokumente“, der gegenüber den „Selbstzeugnissen“ lediglich eine Erweiterung der Materialbasis erfordert.

Jaana Eichhorns Zusammenfassung liest sich dann wie eine to-do-Liste für eine erfolgreiche Begriffsprägung: Man nehme möglichst einen neu geschaffenen und damit noch frei zu besetzenden Fachterminus, gerne auch aus einer anderen Sprache, aber möglichst kein alltagssprachliches Wort, bezeichne damit einen Sachverhalt oder einen methodischen Ansatz, der bereits existierende Forschungsfelder erweitert, ohne den Widerstand ganzer Institutionen (universitärer Einrichtungen, Verlage, Schulbehörden) auf sich zu laden oder weltanschaulich ausschließend zu sein (S. 247-249) und – dies scheint deutlicher als Jaana Eichhorn es in diesem Kapitel formuliert – präge ihn aus der Mitte des Faches heraus. Denn dass zahlreiche HistorikerInnen bei der Verwendung der Begriffe „Aneignung“ und „Eigensinn“ Probleme sehen, die gleichzeitig ohne größere Schwierigkeiten, d. h. auch ohne genauere Kenntnis der Definition und deren Problematik, den Terminus „Ego-Dokumente“ aufgreifen, hat wohl weniger mit der sprachlichen Eigenheit der Begriffe zu tun als mit der Position der Sprecher und der Debatten im wissenschaftlichen Feld. – Diese stehen

im Mittelpunkt der beiden letzten Kapitel, die sich mit der Entwicklung der Hexenforschung und der Forschungen zum Alten Reich beschäftigen und gleichzeitig die Rolle wissenschaftsexterner Faktoren aufzeigen. So profitierte die historische Hexenforschung von dem in den 70er Jahren „schier explodierenden Interesse“ (257) der Frauenbewegung, der New Age- und Esoterik-Anhänger an den Hexenverfolgungen, von denen sie sich in der Folgezeit gleichzeitig massiv abgrenzen musste, um ihren wissenschaftlichen Status zu demonstrieren. Dennoch waren es genau diese Leute, die das Publikum und die Leserschaft für zahlreiche Bücher und Ausstellungen aufboten (301 f.) und damit gleichzeitig das neue Thema legitimierten. Historiker, die zum Alten Reich arbeiteten, boten sich hingegen durch aktualisierende Bezüge zu föderalistischen und parlamentarischen Traditionen für positive Sinnstiftungen in der sich konsolidierenden Bundesrepublik an (346). Doch werden solche Aktualisierungen, wie zum Beispiel Burkhardts Aufsatz „Das größte Friedenswerk der Neuzeit“ aus Anlass des Jubiläums zum Westfälischen Frieden, durchaus auch unter Reichsforschern kontrovers diskutiert (378–381). Im Vergleich zeigt sich außerdem – neben den in beiden Fällen vorgenommenen Gründungen von Arbeitskreisen, Zeitschriften und Editionen – ein unterschiedlicher Stil in der Ausbreitung der jeweiligen Themen und Ansätze: Während man in der Reichsforschung Lehrer-Schüler-Verhältnisse über inzwischen drei Generationen zurückverfolgen kann, die erst allmählich in Netzwerke übergehen, so scheinen sich in der Hexenforschung früher Interessen-

gemeinschaften und damit stärker funktionale, auf Zeit angelegte und weniger hierarchische Zusammenschlüsse durchgesetzt zu haben (401 f.).

Jaana Eichhorns Dissertation ist materialgesättigt, von einem erstaunlich breiten Spektrum und in ihrer Kombination der drei Zugänge einleuchtend. Dass eine Auswertung von Zeitschriften ebenso spannend hätte sein können (und möglicherweise interessanter als die Auswertung von Historikertagen), aber natürlich wieder mit eigenen Begrenzungen behaftet, sei dahingestellt. Denn jede Dissertation ist endlich. Die Quellenproblematik bei einem Thema, das so nah an die Gegenwart heranreicht, das bis heute virulente Interessen berührt und gleichzeitig gerade informelle Mechanismen beleuchten möchte, dürften jedem einleuchten, auch wenn die Neugier bleibt. Leicht zu beheben wären hingegen neben einigen Aktualisierungen für die Drucklegung (u. a. S. 273, 280) stärkere Querverweise zwischen den drei Hauptteilen, die zum Beispiel die implizite Liste bedeutsamer Frühneuzeithistoriker, mit der die Autorin die SprecherInnen auf dem Historikertag abgleicht (S. 189), verdeutlichen würde, oder aber den – nach Meinung der Rezensentin – deutlicheren Zusammenhang zwischen erfolgreicher Begriffsprägung und Ort des Sprechers plausibel machen würde. Fragwürdig bleibt auch, ob die Frühneuezeitforschung tatsächlich so wenig von der Sozialgeschichte berührt wurde, wie die Autorin behauptet (man denke zum Beispiel an die Historische Kriminalitätsforschung) oder ob dieser blinde Fleck nicht auch der bewussten Selbstbeschränkung – d. h. dem Verzicht auf die Untersuchung von Sozialdiszipli-

nierung und Konfessionalisierung – zuzuschreiben ist bzw. weniger der Situation der Frühneuezeitforschung als dem expliziten Programm der Historischen Sozialwissenschaft, die Vorgeschichte des Nationalsozialismus zu erklären. Wenn sie sich nicht gerade in der Reichsforschung niederlassen will – und es hat nicht den Anschein –, so sollten der Autorin nach diesem Lehrgang in Wissenschaftsstrategie alle Türen offen stehen.

Anmerkung:

- 1 W. Weber, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970*, Frankfurt a. M. 1984.

**Łukasz Kamiński/Jan Żaryn (Hgg.),
Wokół pogromu kieleckiego [Der
Pogrom von Kielce und sein Um-
feld], Warszawa: Instytut Pamięci
Narodowej 2006, 528 Seiten. –
Jan T. Gross, *Fear. Anti-Semitism in
Poland after Auschwitz. An Essay in
Historical Interpretation*. Princeton:
Princeton University Press 2006,
303 Seiten.**

Rezensiert von
Klaus-Peter Friedrich, Marburg

Fast alle erstangigen überlieferten Quellen über die antijüdischen Unruhen in Kielce vom 4. Juli 1946 sind seit den 1990er Jahren bekannt und zum großen Teil sogar veröffentlicht.¹ Bei den Materi-